

Anke Syring, Jahrgang 1944, wuchs in München auf. Nach dem Schauspielstudium spielte sie Theater und stand vor Film- und Fernsehkameras. Eine langjährige Tätigkeit als Dozentin für Theaterpädagogik, Puppenbau und Puppenspiel folgte; danach zog sie sich als freischaffende Autorin, Malerin und Illustratorin zurück. 2009 und 2010 wurde sie in Italien zweimal mit dem »Premio Speciale« in der Kategorie »Poesia in Italiano« ausgezeichnet

ANKE SYRING

Schatten über dem See

GARDASEE KRIMI

Dieses Buch ist ein Roman. Handlungen und Personen sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen sind nicht gewollt und rein zufällig.

emons:

Su ali neri
volano i pensieri
nel buio di nott'.

Auf schwarzen Schwingen
fliegen die Gedanken
ins Dunkel der Nacht.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



© Emons Verlag GmbH
Alle Rechte vorbehalten
Umschlagmotiv: photocase.com/peter_w
Umschlaggestaltung: Tobias Doetsch
Gestaltung Innenteil: César Satz & Grafik GmbH, Köln
Lektorat: Susanne Bartel
Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany 2015
ISBN 978-3-95451-558-5
Gardasee Krimi
Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie
regelmäßig über Neues von emons:
Kostenlos bestellen unter
www.emons-verlag.de

EINS

Freitag, der 6. April, neun Tage vor Ostern

Wenn sie sich weit genug vorbeugte, konnte Teresa auf die Piazza des Dorfes zu ihren Füßen schauen. Eigentlich bräuchte sie den alten Feldstecher gar nicht, der blaue Fleck dort unten auf dem freien Platz inmitten des Häusergewirrs war mit bloßem Auge auszumachen.

Sie kannte sich nicht besonders gut mit Automarken aus, für sie war immer nur wichtig gewesen, dass ein Auto fahren und Dinge transportieren konnte. So gesehen hätte ihr auch ein Esel genügt. Bei diesem Gedanken musste sie auflachen. Sie lachte jeden Tag an dieser Stelle, kurz und freudlos, wie man einem mittelmäßigen Schauspieler applaudiert, dessen Witze man schon auswendig kann.

Jeden Tag das gleiche Ritual: hinunterschauen, um zu überprüfen, ob der blaue Fleck noch da war – dann zur Sicherheit dasselbe noch mal mit dem Feldstecher, anschließend der Gedanke an die unbekannte Automarke und zuletzt an den Esel. Lachen. Aus.

Eigentlich erstaunlich, dass hier in Italien ein schnittiger Sportwagen, wie jener dort unten, so lange unbeschadet und unbeaufsichtigt herumstehen konnte, ohne gestohlen zu werden.

Na ja, in Neapel wäre er vermutlich schon längst weg gewesen. Aber hier, in diesem oberitalienischen Nest – wer sollte hier schon einen Wagen stehlen, gewissermaßen vor den Augen aller Bewohner? Obwohl, in der Zeitung war auch ständig von Autodiebstählen die Rede, vor allem in der Gegend von Brescia, und das war gar nicht mal so weit weg. Aber vielleicht war der Wagen ja bereits gestohlen und vom Dieb aus unerfindlichen Gründen auf der Piazza abgestellt worden? Oder ein anderer würde die Gelegenheit beim Schopf packen und sich den blauen Flitzer vor ihrer Nase schnappen? Teresa erschauerte angenehm bei dem

Gedanken, eventuell einem Autodieb auf der Spur zu sein, und lehnte sich zurück. Jetzt spürte sie, dass sie auch fröstelte, ohne an Räuber und Autodiebe zu denken. In diesem April war es einfach noch zu kalt, um am offenen Fenster zu sitzen. Abends würde sie ein Feuer im Kamin machen und sich den alten Lehnssessel dicht davor schieben.

Ob in der Karaffe wohl noch etwas Grappa war? Nein, jetzt nicht. Zu früh. Tagsüber trank sie nie etwas. Nur abends. Vor dem Kamin. Damit ihr innerlich und äußerlich warm wurde. Natürlich könnte sie sich auch einen heißen Ziegelstein ins Bett legen. So wie man es früher in kalten Nächten gemacht hatte. An die neomodischen Wärmflaschen hatte Teresa sich nie so recht gewöhnen können, auch wenn ihr die Plüschbezüge in Form von Bären oder Katzen gefielen. Aber irgendwann wurden die Wärmflaschen immer undicht. Da war so ein Ziegelstein schon besser.

Teresa blinzelte. Auf der Piazza hatte etwas erneut ihre Aufmerksamkeit gefesselt. Es hatte sich etwas verändert: Das leuchtende Blau war verschwunden. Also doch. Am hellen, lichten Tag! Schnell griff sie nach dem Fernglas – aber als sie hindurchsah, war das Bild verschwommen. Wie ungeschickt sie doch war! Jetzt hätte sie endlich sehen können, wem der Wagen gehörte. Oder einen Dieb auf frischer Tat ertappen können. Doch in der Aufregung kam sie mit dem Fernglas nicht zurecht, drehte daran herum, kniff die Augen zusammen, um besser sehen zu können, und beugte sich weit aus dem Fenster. Aber sie erkannte nichts: Ein vorbeifahrendes Auto hatte angehalten und die Sicht versperrt.

Dann war die Straße wieder frei, und das Blau des Wagens blitzte wieder frech zu ihr herauf. Teresa schalt sich ein närrisches altes Weib und erhob sich mit einem Stöhnen aus dem Korbsessel. Ihre Leibesfülle machte sie etwas unbeweglich. Als der Sessel wie vor Erleichterung knarzte, gab sie ihm einen Tritt – ein tägliches Zeremoniell, auf das weder er noch sie je verzichteten.

Die Zeit des *riposo*, des Ausruhens, war zu Ende. Anstelle eines Mittagsschlafes, wie er ihr – so konstatierte sie – schon allein rein altersmäßig zugestanden hätte. Auch wenn sie nicht

mehr so beweglich war wie früher, gab es doch noch genügend Dinge, die sie täglich selbst erledigen konnte und auch musste, denn für eine ständige Hilfe in Haus und Garten reichte ihre kleine Witwenrente nicht aus. Und gerade wegen dieser Dinge war ihr ihre Ruhezeit heilig.

Morgen fand in Salò der Markt statt. Da wollte sie hin. Und wenn ihre Freundin, die noch weiter oben den Berg hinauf wohnte, sie mit ihrem Jeep mitnahm, würde sie sich die körperlichen Strapazen und das Geld für den Bus, den sie wie alle Italiener nur den *pullman* nannte, sparen können. Die Aussicht auf das Erlebnis ließ Teresa schnell ihre Enttäuschung über den nicht geklauten blauen Flitzer vergessen, und sie machte sich daran, die Blumenkästen für das Einpflanzen der Geranien vorzubereiten, die sie am nächsten Tag erstehen wollte.

Unzufrieden mit sich selbst starrte Arlena in den Spiegel. Die letzten Tage hatten ihr zu schaffen gemacht. Dabei hatte sie doch geglaubt, alles würde sein wie früher.

Aber sie sah furchtbar aus.

Seltsam, dachte sie, dass manche Frauen erst im Alter schön wurden. Sie waren wie ein Gemälde, das sich durch die leichte Patina der Jahre dem Auge neu erschließt, durch auftauchende geheimnisvolle Schatten hinter einem bekannten Lächeln – gewissermaßen durch einen neuen Chiaroscuro-Effekt. So entwickelten manch hübsche, nichtssagende Lärchen mit zunehmendem Alter oft eine Wärme und Tiefe, die man ihnen jugendfrisch nie zugetraut hätte. Der Spiegel, ein Prunkstück aus einem venezianischen Palazzo, das Geschenk eines ihrer Liebhaber aus früheren Tagen, hatte sie fast um die halbe Welt begleitet und war schließlich – Ironie des Schicksals – mit ihr auf dem Berg gelandet. Hier oben, von wo aus man an klaren Tagen über den Gardasee bis weit in die Ebene schauen und in der Vorstellung leben konnte, dass dort drüben, gleich hinter der Linie des Horizonts, Venedig lag. An solchen Tagen ignorierten Auge und Verstand die tatsächliche Entfernung.

Dem Liebhaber von einst trauerte Arlena nicht nach. Hatte er sie oder sie ihn verlassen? Sie wusste es nicht mehr, aber der Gedanke, dass sicherlich sie es gewesen war, die gegangen war, gefiel ihr. Sie war schön gewesen, erfolgreich, jung und umschwärmt. Und sie war geliebt worden ... Damals.

Heute drehte sich kein Mann mehr nach ihr um. Und wenn, dann höchstens, um hinter ihrem Rücken die Finger zu kreuzen und den Freunden an der Bar »*La strega!*« zuzuflüstern. *La strega* – die Hexe –, ja, so sagten die Männer, wenn sie von ihr sprachen. Die Frauen dagegen bewunderten sie. Früher war das umgekehrt gewesen. Die Männer hatten sie geliebt und deren Frauen sie gehasst. Und Frauen, die noch keinen fest an der Angel gehabt hatten, hatten sie gefürchtet. Beinahe kam es ihr so vor, als würden die Frauen sie jetzt in ihr Herz schließen, weil sie spürten, dass von ihr keine Gefahr mehr ausging, dass sie keine Macht mehr über die Männer hatte und deshalb ein wenig Mitleid verdiente.

Zwar trug sie das Haar noch immer mit dem madonnenhaften Mittelscheitel der klassischen Ballerinen, doch löste es sich, von Grau durchsträhnt, immer häufiger aus dem schlampigen Nackenknoten. Nichts erinnerte mehr an die Grazie und Eleganz der Primaballerina assoluta, als die sie einst in Tschaikowskys »Schwanensee« in der Doppelrolle der Odette/Odile brilliert hatte.

Heute fristete Arlena ein eher ärmliches Dasein und hielt sich mit der Herstellung von Keramik über Wasser. Die Unfallversicherung hatte sie mit einer lächerlichen Summe abgespeist, gerade genug, um hier, an diesem gottverlassenen Ort, das alte Anwesen mit dem Brennofen beziehen zu können. Damals hatte sie angefangen, einfache Becher und Krüge zu töpfern, so wie der Vorbesitzer es ihr beigebracht hatte. Land und Leute gefielen ihr, aber sie suchte keinen Anschluss. Ein Verhalten, das auf dem Berg so üblich war, weshalb man sie in Ruhe ließ. Manchmal erhielt sie einen größeren Auftrag, und ihre Ausdrucksfähigkeit, die ihren Tanz einst so einmalig gemacht hatte, suchte und fand neue Formen in der Keramik.

Im Laufe der Jahre entstanden unter ihren Händen Kunstwerke

mit einzigartiger Ausstrahlung: scheinbar einfach, schlicht, aber von einer Eindringlichkeit, die den Betrachter gefangen nahm. Arlenas Tierplastiken hatten menschenähnliche Gesichter und erinnerten an die Fratzen frühromanischer Tore, die Skulpturen menschlicher Körper wiederum trugen Katzen- oder Hundeköpfe auf ihren wohlgeformten Hälsen.

La strega – die Hexe –, so sagten jetzt die Männer zu ihr, und *l'artista* – Künstlerin – deren Frauen. Klumpfuß oder Hinkebein, die Bezeichnungen kamen von den Kindern, aber nur ganz leise, denn sie fürchteten sich vor ihr.

Der blaue Sportwagen stand immer noch auf dem Parkplatz unten im Dorf. Arlena hatte kurz angehalten, um sich zu überzeugen, dass noch alles an seinem Platz war: die Reisetasche auf dem schmalen Rücksitz und der Schlüssel.

Er steckte. So als wäre der Fahrer nur eben aus dem Wagen gestiegen, um zu telefonieren oder um sich in dem kleinen Geschäft am Ortseingang mit dem Schild »Sali-Tabacchi« noch schnell eine Packung Zigaretten zu kaufen. Gleich würde er wiederkommen, die Wagentür öffnen, sie sportlich, laut und jugendlich hinter sich zuknallen, und weg war der Spuk!

Arlena blickte nach oben, als sie bemerkte, dass etwas im schwachen Sonnenlicht geblinkt hatte. Das konnte nur Teresas Fernglas sein. Teresa war mit Vorsicht zu genießen. Sie sah alles, hörte alles – oder glaubte es zumindest – und posaunte alles hinaus, als wäre sie die letzte hörbare Posaune von Jericho.

In dem heraufkriechenden Nebel waren kleine Lichterreihen auszumachen. Sie stiegen erst vom Nachbardorf hinunter und dann in langer Reihe wieder herauf zur Kirche. Es war Freitag, noch zehn Tage bis Ostern. Sie erinnerte sich, ein Plakat gelesen zu haben, dass an jedem Freitag vor Ostern – nicht nur am Karfreitag – diese Kreuzwegprozessionen stattfänden ... Teresa, die am Ende des Dorfes oder eher schon etwas über ihm am Berghang wohnte, seufzte, als sie in ihren Mantel schlüpfte. Der

Weg hinunter war kurz, aber steil, und sie musste später ja auch wieder hinauf. Aber wenn sie jetzt nicht ging, würde sie vielleicht nie mehr gehen. Sie nahm all ihren Mut zusammen und machte sich auf den Weg.

Maddalena schlug den Kragen ihres schwarzen Mantels hoch: *Via crucis – oh Dio mio* –, mein Weg ist auch ein Kreuzweg, so wie deiner, Gottessohn ...

Mein Sohn ...

Dein Sohn, Gott, starb am Kreuz. Für uns alle. Zur Vergebung unserer Sünden.

Du, Jesus, warum wolltest du sterben für uns? Gab es nichts Besseres für dich zu tun, als elend am Kreuz zu sterben?

Ich sage dir, Jesus, wir sind es nicht wert. Waren es damals nicht und sind es auch heute nicht.

Du erinnerst dich – natürlich erinnerst du dich, du bist doch allwissend, oder? Aber ja doch, so sagt man.

Carlo, mein Mann, du musst ihn kennen, er ist seit Langem bei dir, *oh Gesù* ...

Carlino ist unser Sohn. Er ist nicht gut, das weißt du. Aber er ist mein Kind.

Santa Maria, hilf!

Dein Kind, Santa Maria, *Madre di Dio*, war am Anfang auch nicht besonders pflegeleicht. Aber später war dann alles okay, weil es eben Gottes Sohn war. Wir sind doch alle seine Brüder und Schwestern – auch Carlino –, und alle sind wir in Gottes Hand ... *Madre di Dio* ...

Der Weg hinauf war mühselig. Maddalena Sabatini fuhr sich verstohlen mit dem Handrücken über die Augen. Das fehlte noch, dass sie hier anfang zu flennen wie ein junges Mädchen.

Die Stimme des kleinen Priesters, der die Prozession anführte, klang tapfer durch den Nebel. Natürlich hatte er Priester werden müssen, so klein und verkrümmt, wie er war. Was war ihm anderes übrig geblieben in dieser Welt der Großen, Starken – ein Zwergpriester, ein *preterottolo*. Aber so ein hässliches Wort durfte man nicht denken, geschweige denn aussprechen. Der Priester hatte so gütige Augen, und seine Stimme klang rund

und angenehm, gar nicht zwergenhaft gequetscht, wie man es bei seinem Anblick erwartet hätte.

Maddalena schüttelte die bösen Gedanken ab wie lästige Kletten, die sich in den Kleidern festgehakt haben und die man schnell wieder loswerden will. Bald würde ihr Sohn heimkommen. Sicherlich zu Ostern, vielleicht auch schon früher. Wenn er nur hierbliebe. Hier bei seiner *mamma*. Hier im Dorf. Er könnte ihr im Geschäft helfen. Sie war ja nicht mehr die Jüngste. Aber ob sich das für ihn lohnen, ob es ihm gefallen würde? Viel war ja nicht los.

In den Laden kamen nur noch die paar alten Weiber wie sie, deren Männer vor ihnen gestorben waren, und ein paar Greise, die das Pech gehabt hatten, dass ihre Frauen von ihnen gegangen waren, bevor sie selbst dazu bereit gewesen waren. Ein Dorf von alten Weibern und ein paar Greisen. Die wenigen Jungen zählten nicht. Die gingen ohnehin weg, sobald sich ihnen nur die Gelegenheit dazu bot.

Und ihr Carlino?

Hätte man die Leute nach ihm gefragt, hätten sie geantwortet: »Carlino? Bah! Der? Gib ihm ein paar *centesimi* in die Hand, und weg ist er!« Und: »Du glaubst doch nicht im Ernst, dass er je dein Geschäft übernimmt?«

»Was soll er denn sonst tun? Hier ist sein Zuhause, bei seiner *mamma* – das ist seine Chance!«

»Und wann wird er entlassen?«

Bald, bald, dachte Maddalena, bald, bald. An Ostern ist er da, und dann wird er im Laden stehen, und die blöden Schwätzer werden ihren Mund halten müssen.

»Und keine Drogen mehr?«

Nein, nein, sicherlich nicht! Maddalenas Schritt wurde schneller, fast schon rannte sie. Nein, nein, keine Drogen. *Santa Maria, Madre di Dio*, Gottesmutter, hilf!

Durch den Nebel verzerrt – oder war es das Sprachrohr, die Flüstertüte, die die Worte erst auseinanderzog und dann mit Hall übereinanderlappen ließ – klang es herauf:

... *oh Dio, nostro Padre
noi ti preghiamo.
Uomo della croce,
figlio e fratello.
noi speriamo in te ...*

... oh, Vater im Himmel,
wir beten dich an.
Gekreuzigter Heiland,
Gottes Sohn und unser Bruder,
in dir ruht unsere Hoffnung ...

Teresa musste innehalten. Sie hatte wirklich ein paar Kilogramm zu viel auf den Rippen. Aber es half nichts. Sie musste hinunter. Es war ja nicht mehr weit.

... *nella memoria
di questa tua morte
noi ti chiediamo coraggio, Signore ...*

... im Gedenken
an deinen Tod am Kreuze
bitten wir dich, Herr, gib uns Kraft ...

Die Worte schallten unablässig durch den Nebel. Teresa wickelte sich fester in ihren Mantel. Sie hätte nicht gehen sollen. Es war eine verrückte Idee gewesen. Es konnte ja auch sein, dass der Priester keine Zeit hatte. Teresa wehrte den Gedanken ab. Der Priester musste einfach Zeit haben. Vielleicht nicht, wenn er groß gewachsen und imposant wäre ... Aber so? Ein kleiner, unansehnlicher *pretaccio*, was sollte der schon groß zu tun haben, vor allem, wenn sie, Teresa, es für ihre Pflicht hielt, ihn aufzusuchen? Natürlich konnte es sein, dass sie sich geirrt hatte. Aber mit irgendjemandem musste sie einfach sprechen, heute noch, bevor sie Schritte unternahm, genau, Schritte ...

Sie stolperte.
Sie musste sich zusammenreißen, sich konzentrieren, sonst

würde sie den Priester nicht mehr erwischen, und sie musste doch mit ihm reden. Ihn um Rat bitten. Zum Glück durfte er ja nichts weitererzählen. Das war wie beim Beichten. Genauso. Da war sie ganz sicher. Es bliebe ihr und sein Geheimnis.

Wie rote Glühwürmchen schimmerten die Kerzen und markierten so den Weg der Prozession durch den immer höher steigenden Nebel. Oder waren es Wolken, die so tief hingen? Einerlei. An einem Tag wie diesem war das egal. So oder so. Keine Sicht auf das gegenüberliegende Ufer mit abendlicher Lichterkette. Nur sattes Grau, wohin man auch schaute.

Die Regenfälle des vergangenen Winters hatten den See weit über seine Ufer treten lassen, sodass die Geschäfte und Hotels an der Uferpromenade – dem *lungolago* – noch immer versuchten, den Ansturm des Wassers mit Sandsäcken vor den Türschwellen abzuwehren. In Venedig gehörte *acqua alta* zur Normalität, aber hier? Und auch oben am Berg war vieles in Bewegung geraten. Noch immer wurden Straßen von Gesteinsmassen blockiert, andere waren einfach weggerutscht, tiefe Schründen im Gestein hatten sich mit Wasser gefüllt, das sich anschließend tosend in die Tiefe ergoss.

Auch die Straße, die an Teresas Haus vorbeiführte und von der ein holperiger Weg abzweigte, auf dem man zu Arlenas Töpferei gelangte, war gesperrt gewesen. Der Bus war umgeleitet worden, sodass man zeitweise völlig von der Zivilisation abgeschnitten gewesen war. Auch jetzt noch, trotz Jeep mit Vierradantrieb und Differenzialsperre, konnte Arlena nur unter großen Mühen ins Dorf hinuntergelangen.

Die Fahrt morgen zum Markt würde ein Problem werden, denn voll beladen würde sich der Jeep noch schwerer steuern lassen. Nicht auszudenken, wenn dabei die Ware beschädigt würde. Arlena packte gerade den letzten Tontopf in den Wagen. Aber sie musste das Risiko eingehen. Der Wochenmarkt von Salò war der größte in der näheren Umgebung, und wenn sie nicht auftauchte, warteten schon drei andere Händler darauf, sie auszubooten.

Der Kitsch, den sie dort verkaufen wollte, war ihr tägliches Brot, denn von der Kunst, wie sie ihr vorschwebte, konnte sie nicht leben. Noch nicht. Eine neue Skulptur sollte schon längst fertig sein, aber durch die Straßenverhältnisse hatte sich alles verzögert. Das Wetter hatte ihr einen Strich durch die Rechnung gemacht.

Der Junge ist nett, das war ihr erster Eindruck gewesen. Sogar höflich. Das war man heute gar nicht mehr gewohnt. Früher war das anders gewesen. Eine Frau in ihrem Alter! Nun ja, zumindest für den jungen Bengel. Aber hübsch war er schon. Eine kleine Korrektur der Nase, die Brauen vielleicht ein bisschen höher – nein, nur eine der beiden –, dann würde sein Lächeln etwas maliziöser wirken, und der Mund ... Ach, sein Mund, was hatte der nicht alles zu versprechen gehabt!

»*Ciao bella!*«, hatte er ihr zugerufen. Wie sich später herausstellte, war dies alles, was er auf Italienisch sagen konnte. Aber er hatte die zwei Worte so herausgeschmettert, als wären sie nur der Beginn einer temperamentvollen und minutenlangen italienischen Begrüßung. Wie auch immer, sie hatte lachen müssen, denn *bella* – Schöne –, das hatte ihr schon lange niemand mehr zugerufen. Und dann hatte sie an die gekreuzten Finger der Männer hinter ihrem Rücken denken müssen, wenn sie an ihnen vorüberging, und daran, wie sie über sie sprachen, wenn sie dachten, sie würde es nicht mitbekommen.

Nach diesem »*Ciao bella!*« hatten sie festgestellt, dass sie beide Deutsch sprachen, und sie hatte ihn einfach in ihren Jeep steigen lassen und mit nach Hause nehmen müssen. Er war tropfnass gewesen und zu Fuß unterwegs. Den Wagen hatte er auf der Piazza stehen lassen. Dummer Junge. Bei diesem Sauwetter in die Berge zu fahren. Nichts als blockierte Straßen, Umleitungen, Sturzbäche, Matsch und Geröll. Und dann noch dazu mit diesem Sportflitzer. Wo sie schon Schwierigkeiten mit dem Jeep hatte. In Milano oder Verona wäre er besser dran gewesen, die Autobahnen dort waren ja frei, aber hier?

Was wollte er überhaupt hier? Sie fühlte sich seltsam gehemmt, ihn danach zu fragen, fürchtete sie doch das Aufblitzen von jungenhaftem Zorn in seinen Augen. Eigentlich war er nichts

anderes als ein wohlerzogener Bengel auf Abwegen. Ja, so wird es wohl sein, dachte sie und schwieg. Teils, um ihre gesamte Aufmerksamkeit der Straße zu widmen, und teils, weil sie nicht wusste, was sie mit ihm reden sollte.

Nach einem Hotel hatte er gefragt, aber das einzige *albergo* im Umkreis war noch geschlossen und würde wohl erst zu Ostern öffnen. Zurückfahren, hinunter nach Toscolano oder weiter nach Madero, wo er sicherlich ein Hotel für die Nacht hätte finden können, um dann am nächsten Morgen mit der Fähre nach Torri überzusetzen und so allen Bergrutschen aus dem Weg zu gehen, das alles wollte er nicht. Auf ihr »Warum?« zuckte er nur die Schultern, und sie verstummte. Es ging sie ja auch nichts an.

Allerdings, spann sie während der Fahrt den Faden weiter, ging es sie sehr wohl etwas an. Wenn sie ihn schon mit sich nach Hause nahm, wollte sie doch wenigstens wissen, mit wem sie sich einließ. Und überhaupt. Sie war ja nicht verpflichtet, jeden dahergelaufenen Straßenkötter aufzulesen, damit er sich an ihrem Kamin trocken konnte und ihren Grappa austrank. So hatte sie sich ausgedrückt.

»Und Ihren Wein. Hoffentlich haben Sie einen guten. Und etwas Käse, das wäre freundlich«, hatte er geantwortet. Wieder das Aufblitzen der blauen Augen, aber diesmal nicht zornig, sondern so, als würde er sich über sie lustig machen. Obwohl seine Worte ernst gemeint klangen wie etwa eine Bestellung beim Oberkellner eines *ristorante*, in dem man auf gute Manieren Wert legt.

Wenn er keine größeren Ansprüche stellte als Brot und Wein, eine Handvoll schwarzer Oliven dazu und einen herzhaften Käse aus der Gegend, das konnte sie ihm bieten. Und der hellrote Wein, eher sauer als *secco*, den sie zum Teil selbst aus den Trauben ansetzte, die am Haus und über der Terrasse wuchsen, passte gut zum selbst gebackenen Brot in der Art der toskanischen Laibe, das sie in der Resthitze des ausgeräumten Brennofens ausbacken ließ. Auch Pizza machte sie so, hatte sie ihm erzählt, aber jetzt sei der Ofen kalt, also könne sie ihm tatsächlich nur Brot, Speck, Oliven, Käse und Wein anbieten.

So saß er später dann vor dem Kamin, in dem ein helles Feuer aus Kastaniengeäst und Weinstock loderte und knisterte. Seine Kleidung hing im Raum verstreut zum Trocknen herum, und es schien ihm gefallen zu haben, sich von ihr nackt in eine Wolldecke wickeln zu lassen, aus der schließlich nur noch ein Arm und der Kopf herauschauten, damit er essen und trinken konnte.

Sein nasses Haar kräuselte sich, während es trocknete. Solange es nass gewesen war, hatte es eine indifferente Farbe gehabt. Aber je trockener es wurde, umso heller schien es seinen Kopf zu umgeben, wie ein Heiligenschein, der im reizvollen Gegensatz zum frechen Gesicht des Jungen stand.

Währenddessen tobte draußen der Sturm, und der Regen peitschte gegen die Läden. Auch Arlena war mit ihrem Stuhl in die Nähe des Kaminfeuers gerückt und starrte, das Glas mit beiden Händen umschlossen, in die Flammen.

Ihre Sonnengesichter, die sich so gut verkauften, waren der Anfang gewesen. Natürlich verwendete auch sie für preiswerte Nachgüsse Silikonformen, aber das Modell dazu hatte sie mit ihren Händen geformt. Jede Serie hatte ein anderes Gesicht im Strahlenkranz. Die einfachen, terrakottafarbenen Gesichter gefielen ihr am besten, aber auch in Gold oder Blau glasiert waren sie schön. Vor allem aber unterschieden sich ihre Arbeiten von denen anderer Keramiker durch die Gesichter tatsächlich lebender Menschen, deren Form und Ausdruck, in Ton gebrannt, in Sonnen, Mond und Gestirnen zu einem neuen, zweiten Leben erwachten.

Zu Anfang hatten sie noch Freunde und Freundinnen aus ihrem alten Leben besucht. Sie waren an ihrer neuen Arbeit interessiert gewesen und hatten gern einen Gipsabdruck ihrer Gesichter, einer Hand oder eines Fußes machen lassen. Einmal hatte sie sogar den Abdruck des Bauchnabels einer jungen Tänzerin genommen. »Für meinen Lover«, so hatte die Frau ihr erklärt.

Für die letzten Serien hatte sie dann Gesichter von Zufallsbekanntschaften verwendet. Das des kleinen Afrikaners vor dem Supermarkt in Maderno – sein pausbäckiges Erstaunen machte sich unter dem Strahlenkranz besonders gut. Und das des bärtigen

Fischers, der immer alkoholisiert war, wenn sie ihn sah, und deshalb nicht so recht in das Gestirnmuster passen wollte. Mit seinem Gesicht hatte sie eine Bacchusrosette für einen steinernen Wandbrunnen geschaffen, die sich gut verkaufte. Wenn sie auch der Form nach etwas dem römischen Original ähnelte, die Gesichtszüge des feisten Bacchus waren die eines lebenden Menschen und sprangen den Betrachter geradezu an. Das Drumherum hatte sie mit Phantasie und Kunstfertigkeit entwickelt.

Von diesen kleinen Arbeiten lebte Arlena. Aber in ihrem Kopf und Herzen trug sie ganz andere Bilder, die nur darauf warteten, geboren zu werden, das Licht der Welt zu erblicken. *La chimera*, die Chimäre, hatte sie nicht mehr losgelassen. Laut Überlieferung sollte das Fabelwesen den Kopf eines Löwen, den Körper einer Ziege und den Schwanz eines Drachen gehabt haben. Der Skulptur, die sie in Arbeit hatte, wollte sie zusätzlich Teresas Brüste geben, das Gesicht eines Antinous – umrahmt von der Löwenmähne –, und aus dem Hinterteil sollte sich der Drachenschwanz entwickeln, schuppig und obszön. So jedenfalls zeigten es ihre Entwurfszeichnungen.

Doch Arlena war sich sicher, dass sich Teresa niemals dazu hergeben würde, für ihre Chimäre Modell zu stehen oder, was noch besser wäre, einen Gipsabdruck ihres Oberkörpers machen zu lassen. Aber was war mit dem Jungen? Konnte man ihn verwenden?

Als sie ihm ihre Bitte vorgetragen hatte, schien er zuerst überrascht, sogar etwas bestürzt. Aber die Reaktion währte nur kurz, dann sprang er auf, warf die Decke von sich und stand nackt vor dem Feuer.

»Vielleicht so?« Er reckte sich. Das Feuer schien um ihn herum zu lodern, als stünde er mittendrin. »Oder so?« Er ließ sich fallen und kauerte auf dem Schaffell vor dem Kamin. Dann hob er den Kopf und setzte sich auf die Fersen wie ein Hund, der den Mond anbellt. Das Haar stand flammend um seinen Kopf. Es schien ihm nicht das Geringste auszumachen, sich nackt zu ihren Füßen zu legen und seine Männlichkeit ihren zusammengekniffenen Augen preiszugeben.

Arlena wusste selbst nicht so recht, warum sie die Augen zusammenkniff. Vielleicht, weil sie das Feuer blendete? Nein, es war etwas anderes, so gestand sie sich später ein. Ihre Augen arbeiteten in diesem Moment wie die Linse eines Fotoapparates, die eingrenzte, vergrößerte und verzerrte, bis das Bild in ihrem Hirn fixiert war und sich zu den schon bekannten Vorstellungen fügte.

Langsam, sehr langsam wuchs vor Arlenas geistigem Auge die Löwenmähne heran, doch anstelle des Ziegenkörpers sah sie den eines gut gebauten Beinahe-noch-Knabens mit seinem hell lodernden Haupt und mit Teresas fetten, hängenden Brüsten vor sich.

Sie hatte den Jungen mit der Fußspitze angestupst.

»Lass den Blödsinn!« Er war gekränkt aufgestanden und hatte ihr sein Hinterteil zugewendet, während er die Decke wieder aufnahm.

Dann hatten sie die Nacht zusammen verbracht. Warum, wusste sie selbst nicht so recht, aber er, der Spötter, hatte sich scheinbar in ihrer Umarmung verkriechen wollen, und sie hatte sich nach langer Zeit wieder einmal als Frau gefühlt. Es hatte sie nicht gestört, dass er so viel jünger als sie gewesen war. Am nächsten Tag hätte er ihr Modell stehen und danach wieder gehen sollen, so hatte sie gedacht, und dann wäre alles wieder so gewesen wie früher.

Aber so war es nicht gekommen, und jeder Morgen danach erfüllte sie mit neuer Angst. Mechanisch verrichtete sie ihre täglichen kleinen Arbeiten im Haus und, soweit es das Wetter zuließ, auch im Garten. Vor allem musste die schadhafte Abdeckung der alten Kalkgrube hinter dem Schuppen, in dem sie ihre Werkstatt eingerichtet hatte und wo sie vor fremden Blicken geschützt ungestört arbeiten konnte, ausgebessert werden. Und so werkelte Arlena nun mit Brettern, Hammer und Nägeln im feuchten Nebelgrau herum. Ein gelernter Zimmermann hätte es nicht besser gekonnt.

Währenddessen zwang sie sich, jeden Gedanken neu aufzugreifen. Die alltäglichsten Kleinigkeiten wollten neu überdacht

werden. Vor allem aber musste sie morgen auf den Markt. Wahrscheinlich würde sie stundenlang im Regen stehen müssen und ihren Kram verkaufen. So wie jeden Samstag. Teresa würde dabei sein, ihre Einkäufe machen und zwischendurch auf einen Tratsch und einen Kaffee aus der Thermoskanne vorbeikommen. Mittags um zwölf Uhr, *mezzogiorno*, würde sie alles wieder zusammenpacken und auf Teresa warten, die – wie immer – zu spät kommen würde, um ihr noch beim Packen helfen zu können. Dann würden sie gemeinsam zurückfahren. Die Straße unten am See, die Gardesana, war zum Glück frei von Geröll, bis auf kleinere Abrutsche, wie sie jeden Tag auftraten.

Irgendwie ging auch diese Nacht vorüber und verflog mit den Nebeln.